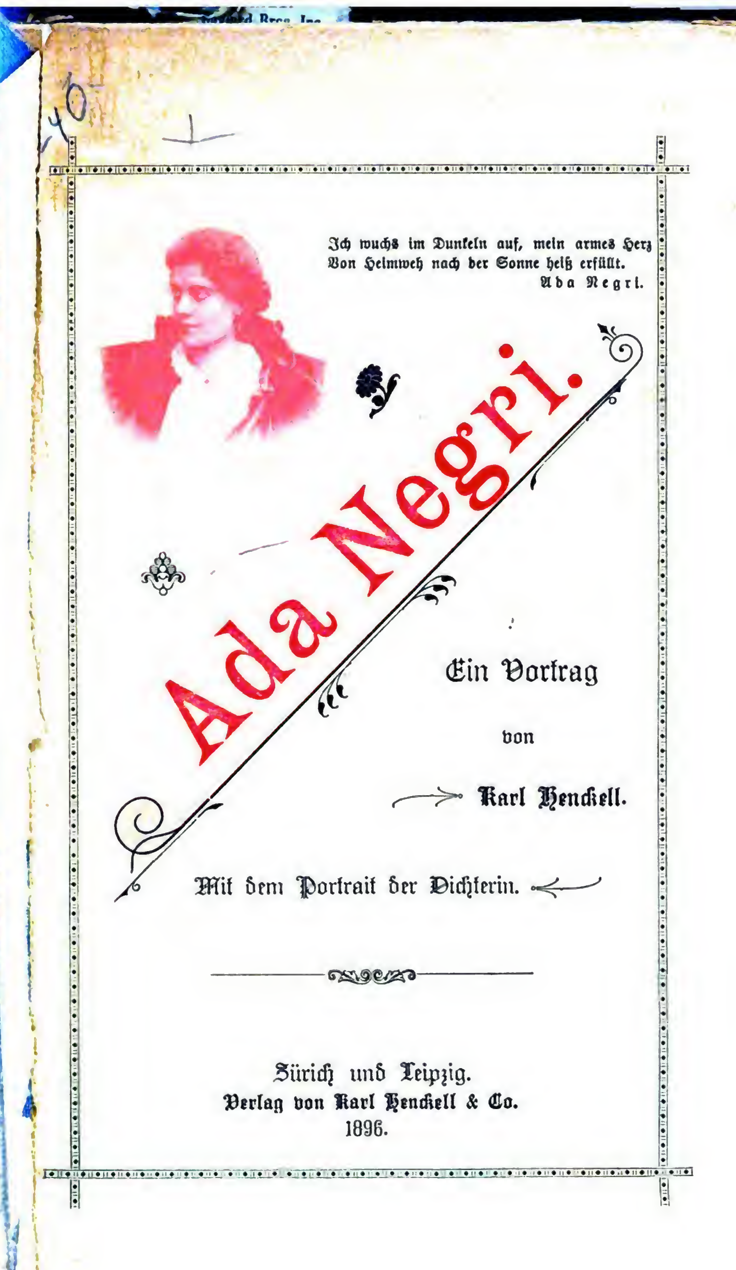
Ada Negri

Karl Henckell



Ich wuchs im Dunkeln auf, mein armes Herz
Von Heimweh nach der Sonne heiß erfüllt.
Ada Negri.

Ada Negri.

Ein Vortrag

von

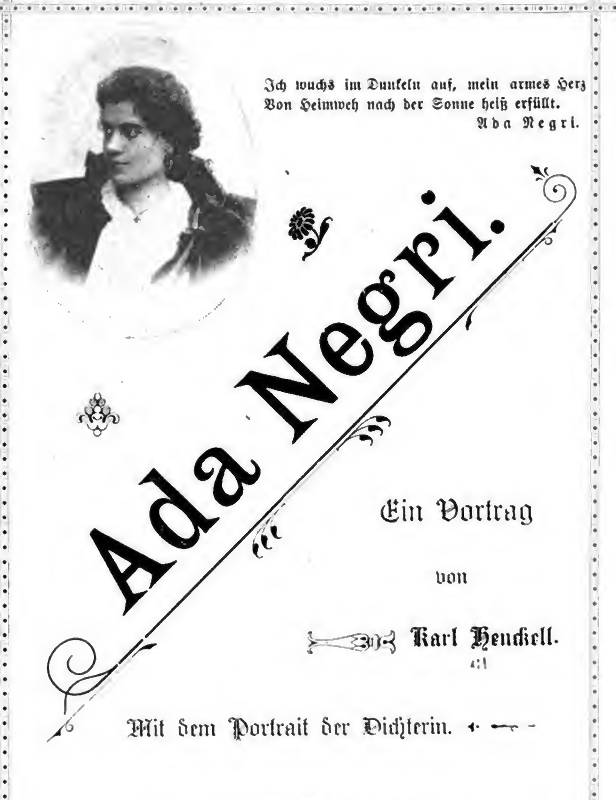
Karl Henckell.

Mit dem Portrait der Dichterin.

Zürich und Leipzig.
Verlag von Karl Henckell & Co.
1896.







Ich wuchs im Dunkeln auf, mein armes Herz
Von Heimweh nach der Sonne heiß erfüllt.
Ada Negri.

Ada Negri.

Ein Vortrag

von

Karl Henckell.

Mit dem Portrait der Dichterin.

Zürich und Leipzig.
Verlag von Karl Henckell & Co.
1896.

Der nachfolgende Vortrag wurde letzten Winter z
erst im Kaufmännischen Verein Zürich gehalten und k
darauf in verschiedenen Schweizerstädten wiederholt. Vi
leicht begegnet er auch in dieser unverändert gedruckten Fo
der Theilnahme, die ihm in der gesprochenen so warm u
reich gespendet wurde.

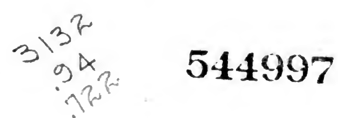
K. H.

Gebt Raum! . . . Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Felder her und von der Schmieden Graus
Und Höllengluthen dring' ich,
Aus Höhlen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig' ich und voll freier Kraft
Den Ruhm der Arbeit sing' ich.

Gebt Raum! . . . Aus Wäldern voll von Nestern und Gesang,
Aus Myrthenbüschen und aus dunklem Laubengang,
Aus üpp'ger Felder Wonne;
Aus blauen Wassern, drauf die zarte Möve kreist,
Erheb' ich mich bekränzt und sing' als Volkskind dreist
Ein Jubellied der Sonne.

Wer hemmt den raschen Strom im zügellosen Lauf,
Wer hält des Vogels Flug zum ros'gen Himmel auf,
Den Pfeil im Reich der Lüfte?
Ich bin der Strom, der schäumt, der Pfeil, der funkelnd schwirrt,
Ich bin die Schwalbe bald, die durch die Ferne irrt,
Die Eule bald der Grüfte.

1*



Kunst, für dich kämpfe ich, Zukunft, ich harre dein,
Und die Gefühle, die im stolzen Flammenschein
Mir Herz und Geist durchglühten,
Werf' ich im Strahlenkleid der Dichtung, voller Glanz,
Der Erde und dem Himmel zu als Kranz
Von Blitzen und von Blüthen! . . .

„Gebt Raum!" Mit diesen zwei Worten, hochgeehrte Anwesende, dürften sich in der Regel der Welt keine Schwächlinge vorstellen. Wer ist es, der es wagt, weit entfernt, für sein Auftreten mit veilchenartiger Bescheidenheit um Entschuldigung zu bitten, das titulirte Publikum in Form des gebieterischen: Gebt Raum! zu begrüßen? Und nicht etwa ein übermüthiger Kampfhahn und dreister Dichtersmann war es in diesem Falle, der ellenbogenkeck in die Arena der Litteratur stürmte, nein, ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren nahm sich die Freiheit, mit einer derartigen erfrischenden Wendung ihre dichterische Persönlichkeit anzumelden. Die selbstbewußten Strophen, die ich Ihnen soeben vorzulesen die Ehre hatte, diese frische und glänzende Selbst-Verkündigung einer neuen lyrischen Subjektivität, stehen am Schlusse eines Bändchens von Poesien, das vor ein paar Jahren in Mailand unter dem Titel Fatalità erschien und vor einiger Zeit als „Schicksal", Gedichte von Ada Negri, in einer großentheils glücklichen Uebersetzung von Hedwig Jahn in Berlin auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht wurde. Auf Grund von Kenntniß des Originals und an der Hand der genannten Uebersetzung möchte ich Ihnen heute Abend das Charakterbild jener jungen italienischen Dichterin entwerfen, nicht um ihres schnell erworbenen Ruhmes oder gar der modischen Sensation willen, die sich bereits an ihren Namen knüpft — es wäre das just das letzte Motiv für

mich — sondern weil ich für Ada Negris dichterische Psyche in ihren bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten eine mehr als nur „objektive" Würdigung zu besitzen glaube; bei allen großen Verschiedenheiten in Bezug auf individuelles Temperament, künstlerischen Spielraum und soziale Atmosphäre des Schaffens fühle ich doch in gewisser Hinsicht wenigstens eine Art dichterischer Blutsverwandtschaft zwischen uns obwalten, und wenn irgend ein deutscher Kritiker einmal den Vortragenden als den dichterischen Bruder Ada Negris bezeichnete, so muß ich dies Kompliment zwar als ein in seiner ausschließlichen Bestimmtheit übertriebenes ablehnen, verstehe jedoch auf der anderen Seite ganz gut, wie der Gedanke eines so nahen Verhältnisses sich der vergleichsweisen Litteratur-Betrachtung aufdrängen konnte. So gestatten Sie mir denn, geehrte Anwesende, ein paar Tropfen eigenen Blutes in meine Schilderung überfließen zu lassen; den Vorwurf der Subjektivität nehme ich stets gerne auf mich in einer Zeit, deren Menschen insgemein mit dem Bazillus sogenannter Objektivität behaftet sind und traurig an seinen Wirkungen dahinsiechen. Da Ada Negri heute erst ein Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren erreicht und zwar ein ganzes „Schicksal", aber nicht eigentlich mannigfaltige „Schicksale" hinter sich hat, da sie ferner jedem aufdringlichen journalistischen Aufbauschen und Ausbeuten persönlicher Lebensverhältnisse abhold ist, so kann ich Ihnen die Gestalt der Dichterin begreiflicherweise nicht in den großen biographisch-litterarhistorischen Monumentalmantel einhüllen, der ja eigentlich zu einem regelrechten Litteraturbilde gehören sollte. Was ich Ihnen über die äußeren Lebensumstände Ada Negris hier mittheile, ist hauptsächlich die kurze Zusammenfassung jener Schilderung, welche Sofia Bisi Albini, eine der Dichterin befreundete Schriftstellerin, dem Buche Fatalità als Einleitung voranschickt. Darnach

ist Ada Negri im Jahre des deutschen Heils 1870 und zwar am 3. Februar als Tochter armer Eltern in Lodi, Oberitalien, geboren. Ihre Mutter ging in die Fabrik zur Arbeit. Achtzehn Jahre alt, in der Zeit, wo unsere jungen Damen schon so weit vorgeschritten sind, den Ernst des gesellschaftlichen Lebens nach und nach zu begreifen und im tieferen Sinne ballfähig zu werden, verließ sie die „feuchte Hütte", in der sie ihre erste noth- und sorgenvolle Jugend verbracht hatte, und nahm in dem weltentrückten Flecken Motta-Visconti am Ticino eine Stelle als Schullehrerin an. Sofia Albini zeichnet mit ein paar Strichen das damalige „Dichterheim" Ada Negris, das freilich sehr wenig Aehnlichkeit aufweist mit den behaglichen Boudoirs, in denen schöngeistige Jungfrauen aus der, wie sagt man doch, gebildeten und besitzenden Klasse ihren musischen Trieben ebenso schön wie wahr und gut zu opfern pflegen. „Durch einen weiten, schmutzigen Hof, auf den die Ställe sich öffnen und wo die Gänse schnattern, gelangt man über zwei hohe ausgetretene Stiegen in ihr dürftiges Zimmer, in das nur ein trübes Licht fällt. Denn die Fensterscheiben sind nicht von Glas, sondern aus Papier. Ihr bestes Möbel ist die Bücherkiste, die ihr als Divan dient." In diesem stolzen Thronsaal des Genius also durfte sie weilen, wenn sie aus der Dorfschule kam, wo sie den Tag über etwa achtzig lombardischen Buben und Mädchen das Abc der Kultur beibrachte.

In den freien Stunden am Abend las und dichtete sie. „Ada Negri" heißt es in der erwähnten Vorrede, „hat sehr wenige neuere Bücher gelesen, aber sie kennt sie alle aus den oft einander widersprechenden Kritiken der litterarischen Journale, und es ist merkwürdig, wie sie aus dem Guten und Bösen, was darüber gesagt wird, das Richtige herauszufinden weiß. Sie hat nie ein Theater besucht,

aber sie schwärmt für die Duse und hat nur einen Gedanken: sie einmal spielen zu sehen. Das Alles sagen ihr ihre Zeitungen, ein großes Bündel fast aller litterarischen Journale, die in Italien erscheinen und ihr allwöchentlich mit dem Poststempel Mailand von einem ihrer Bewunderer zugeschickt werden, der sich ihr nie zu erkennen giebt. Ada Negri — ich citire noch weiter aus jener Vorrede vom Jahre 92 — hat nie das Meer gesehen, auch nicht Berge und Hügel oder einen See. Noch vor wenigen Monaten nicht einmal eine große Stadt, da sie Mailand nur auf dem Wege von Porta Ticinese nach Porta Romana durcheilte, um in den Ferien ihre Mutter in Lodi zu besuchen. Einmal wollten sie einige Freunde zwei Tage lang in der Stadt festhalten. Ein unbekanntes neues Leben that sich vor ihren Augen auf in der großen, volkreichen Stadt, in der Jahreszeit, wo Wettrennen und Ausstellungen ihr so viel Glanz verliehen. Zum ersten Mal sah sie allen Zauber des Luxus, der Schönheit und Eleganz sich entfalten. In der Brera (der Mailänder Gemäldegalerie) machte die Kunst einen übermächtigen Eindruck auf sie. . . . . Zwei Tage wie im Traum; ihre ganze schmächtige Gestalt gerieth in ein aufgeregtes Zittern, ihre großen schwarzen Augen glühten wie im Fieber, sodaß die Freunde sich fragten, ob sie nicht übel daran gethan hätten, ihr das Alles zu zeigen, was sie doch nicht auf die Länge genießen konnte.

Sie kehrte dann zu ihrer Schule zurück und lehrte wieder ihre achtzig lärmenden und hartköpfigen Kinder buchstabiren. Doch wie schwer wurde es ihr, sich selbst zu beruhigen und sich wieder in ihr dunkles Schicksal zu ergeben." Soweit Sofia Bisi Albini. Inzwischen ist in dem Leben der jungen Dichterin eine freundlichere Wendung eingetreten. Seit einigen Jahren ist sie Lehrerin der Litteratur an der Scuola Normale Gaetana Agnesi in Mailand, einer Art

Seminar, in dem junge Mädchen zu Lehrerinnen ausgebildet werden, und lebt zusammen mit ihrer Mutter, der sie nach so großen Entbehrungen das Alter erleichtert, in solchen Verhältnissen, daß sie sich sorgenfrei ihren dichterischen Arbeiten und litterarischen Studien widmen kann. Eine kunstsinnige Florentiner Dame, Donna Emilia Peruzzi, die sich warm für die Dichtungen Ada Negris interessirte, erreichte es auch beim Gemeinderath von Florenz, daß der jährliche Ehrensold, den vorher die junge neapolitanische Dichterin Giannina Milli erhalten hatte, jetzt nach dem Tode derselben Ada Negri gewährt wurde, d. h. auf zehn Jahre die Summe von 1700 Lire jährlich, eine unverbindliche Form der äußeren Anerkennung rein poetischen Verdienstes, die der zuständigen italienischen Behörde selbst am allermeisten zur Ehre gereicht. Ihre Schülerinnen verehren die hochbegabte Lehrerin schwärmerisch, und sie ist bemüht, wie sie selbst schreibt, die jugendlichen Seelen Güte, Gerechtigkeit, Milde und Duldung zu lehren, Eigenschaften, die, wie wir bald sehen werden, vor allem was Güte und Gerechtigkeit anbelangt, auch ihre Dichtungen als starkes ethisches Grundmotiv durchklingen. Ada Negris äußere Erscheinung ist eine fesselnde. Sie ist nicht groß und eher von schmächtiger, zarter Gestalt; der bedeutende Kopf mit der breiten, von lockigem Haar umgebenen Stirn und den kräftig geschnittenen Zügen wird von dunklen leidenschaftlichen Augen erleuchtet. Man könnte ihr also diesmal, wie man zu sagen pflegt und was ja durchaus nicht immer der Fall zu sein braucht, die Dichterin ansehen.

Was ist nun der Grund, geehrte Anwesende, daß wir uns mit einer so jugendlichen Dichterin des Auslandes, deren äußeren Lebensgang ich Ihnen soeben kurz skizzirte, überhaupt eingehend beschäftigen mögen? Der Grund liegt darin, daß Ada Negri in ihrem Erstlings-Werke

„Fatalità“ sich als charakteristische moderne Persönlichkeit und als werthvolle Dichterin zugleich offenbarte. Für das letztere Ihnen den Beweis zu liefern, ist an dieser Stelle schwieriger, weil darin die künstlerische Bewältigung der Sprache und die Individualisirung des Stils doch in letzter Linie den Ausschlag geben, Eigenschaften, die selbst in der besten Uebersetzung nur sehr unsicher und verwischt zum Ausdruck zu bringen sind, vor allem in der Kunst der Lyrik. So müssen Sie sich denn in Bezug auf die sprachliche Bedeutung Ada Negris an der Versicherung genügen lassen, daß ihr dichterischer Stil, wie bei allen Poeten von irgend hervorragendem Rang, ein stark persönliches, ein apartes Gepräge trägt, daß ihm jenes Aroma der besonderen Individualität entströmt, welches die Halb- und Dutzendpoeten auf dem ganzen Erdenrunde sammt und sonders vermissen lassen, und daß ihre Rhythmik, die Architektonik ihres Verses und die strophische Gliederung durch geschlossene, knappe, energische, fast trotzige Prägnanz sich mit dem wesentlichen Gehalt und Kern ihrer menschlichen und dichterischen Eigenart decken.

Um Ihnen aber von der modernen dichterischen Persönlichkeit Ada Negris halbwegs eine Vorstellung zu verschaffen, halte ich es für werthvoller und zweckentsprechender, wenn ich die Dichterin wenigstens mit einigen ihrer bezeichnendsten Schöpfungen selbst zu Ihnen sprechen lasse, — in der Uebersetzung natürlich — als wenn ich hier meine ästhetische Weisheit über ihre Poesie vor Ihnen leuchten lasse; letzteres ist zwar ein beliebtes Verfahren sonst, dient indessen mehr der eigenen kritischen Autoritätsliebe als dem betreffenden Dichter oder vor allem dem naiv vertrauenden Publikum, das ich in solchem Falle einem Manne vergleichen möchte, den man mit verbundenen Augen durch eine Bildergallerie führt, während ihm ein Mandarin der

Kennerschaft die Schönheit, Wahrheit und großartige Classicität der an der Wand hängenden Gemälde vordocirt — und der jedesmal, wenn er sich auf Grund seines Mangels an Sehmöglichkeit ein schüchternes Kopfschütteln des Zweifels gestatten zu dürfen glaubt, mit einem unfehlbaren: „So ist es, mein Herr“ über den Mund gefahren und auf dem Pfade seiner künstlerischen Erziehung vorwärts geschoben wird.

Mit dem letzten Gedichte der Sammlung „Schicksal“, dem schwungkräftigen „Gebt Raum!“ begrüßte ich Sie vorhin, in dem die Dichterin sich als Volkskind und Kind der Sonne, des Lichtes selbst verkündigt — hören Sie nun auch das erste Gedicht des Buches, „Schicksal“ betitelt, das gleich im Eingang einen schweren Grundaccord ihres von heiligem jugendlichen Ernst getragenen Wesens anschlägt.

Schicksal.

Heut Nacht erschien an meines Lagers Enden
Ein weiblich Wesen, schauerlich.
Mit Flammenaugen, einen Dolch in Händen,
Grinst' es mich an. — Vor Schrecken zittert' ich.
Es sprach: „Das Unglück nennt man mich.

Daß ich je, schüchtern Mädchen, von dir weiche,
Wird nimmer, nimmermehr geschehn.
Durch Blüth' und Dorn, zum Tod und Schattenreiche
Folg ich dir nach, wohin du auch magst gehn.“
— O laß mich! . . . hub ich an zu flehn.

Doch näher trat es mir nur unterdessen
Und sprach: „Geschrieben droben ist,
Daß düstre Blüthe, Blume der Cypressen,
Blume des Schnees, des Grabes stets du bist,
Im Himmel es geschrieben ist.“

Ich schrie heraus: — Ich will die Hoffnung haben,
Die zwanzig Jahren leuchten muß.
Ich will der Liebe reiche Himmelsgaben,
Ich will des Genius und des Lichtes Kuß! . .
Entferne dich, o furchtbar Weib. —

Es sprach: „Nur dem, der leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.
Der Schmerz giebt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein!"
Und ich erwiderte ihm: — Bleib! —

„Bleib!" Um den Preis des „höchsten Ruhmes" — Ada Negri ist nicht „anspruchslos" und weiß auch warum — will das zwanzigjährige Mädchen Unglück und Schmerz, die ihm vom Schicksal beschieden sind, als tapfere Kämpferin ertragen; in solchen Versen, die eben bei Ada Negri keine Phrase, sondern thatsächlicher Lebensgehalt sind, scheint mir das Rückgrat eines wirklichen Dichtercharakters zu stecken. Ada Negri offenbart sich hier gleich auf den ersten Blick als die jugendlich kraftvolle Kämpfernatur, die das thatsächlich vorhandene Lebensweh schöpferisch zu überwinden trachtet. Den tiefbezeichnenden Vers: „Der Schmerz giebt den Gedanken Götterkraft" finden wir sogar als Motto dem ganzen Buche vorangestellt, und damit eine uralte Erfahrungswahrheit aus eigenster Triebkraft und innerlichster Nothwendigkeit von neuem bestätigt.

Unglück, Schmerz, Kampfesmuth und Siegeshoffnung, aber auch der sehnsüchtige Aufschrei des Herzens nach Liebe, Licht und Freude — diese in dem recitirten Vorklang angeschlagenen Grundtöne werden nun von Ada Negri in nicht wenigen Gedichten ihres Buches je nach Situation und Gegenstand anders wiederholt, dabei herrscht die fast fatalistisch zu

nennende Unglücksstimmung entschieden vor — und ein Künstler, der diesen charakteristischen Wesenszug unserer Dichterin symbolisch darstellen wollte, könnte ganz gut einen jungen Adler wählen, der von einer wahren Wolke von Unglücksraben umflattert wird.

Ueberhaupt ist der Gedichtsammlung „Schicksal" eine einfache, aus nicht viel Tonfarben zusammengesetzte Harmonie eigenthümlich, stark düster mit durchschlagenden Lichtern, getragen feierlich mit stürmischen Tempis — die Skala der Grundtöne ist keine reiche, der Nüancen des dichterischen Temperaments sind wenige nur — aber vielleicht irre ich kaum, wenn ich unter anderm grade auch dieser geschlossenen Einheitlichkeit ihres poetischen Organismus ein gut Theil ihres verdienten Erfolges zuschreibe; Dichter mit vielseitiger, komplicirter Harmonie, zu deren einheitlicher Erfassung ein geübteres und feineres psychologisches Brückenschlagen erforderlich ist, dringen meistens erst sehr allmählich zur allgemeinen Würdigung als Ganzes durch. Ada Negris jugendliches Seelenbild, wie es sich in ihrem Erstlingswerk aufschließt, ist unschwer zu überschauen — sie giebt uns keine psychologischen Nüsse zu knacken auf. Eine kühne, stolze, von den starken Schwingen des echten Genius über Noth und Leid emporgehobene Natur, eine von tiefem Mitgefühl für alles menschliche Elend, von reiner Gerechtigkeitsliebe erfüllte Seele, die sich trotzig gegen „die große Sünde" unserer Zeit, die sociale Grausamkeit und Verlogenheit unserer mammonistischen Culturwelt auflehnt und ihr den Fehdehandschuh hinschleudert.

Wenn durch die niedre Kammerthüre tritt
Das Unglück ein, lach ich ihm zu;
Ich lache, wenn ich Schlag auf Schlag erlitt,
Ich lache, wenn mich Freude flieht und Ruh.

Doch wenn ich zitternd müdes Alter seh
Und Hunger, wein' ich bitterlich;
Ich weine über armer Kinder Weh,
Ich weine über Leid noch fremd für mich.

Doch wenn die Thräne aus dem Herzen mir
Als kühner Sang zu Tage tritt,
Der Brust und Lippen mir versenget schier,
Dann geb' ein Stück ich meiner Seele mit.

Der Hörer acht' ich nicht und sollt's geschehn,
Daß feiger Spott mir wird zu Theil;
Geh' stolz ich weiter ohne hin zu sehn,
Und es erreicht mich nicht der gift'ge Pfeil.

heißt es in dem Gedichte: „Namenlos". Ein wundervolles Wort, das: „der Hörer acht' ich nicht", ein Wurzelwort möchte ich fast sagen dichterischer, künstlerischer Größe überhaupt. Jeder Schaffende, der nur anfängt, nach rechts und links zu horchen und zu schielen, was die Welt über ihn sagt und schreibt, rüttelt selbst an den Grundpfeilern seiner wahren Bedeutung und taucht unter in dem Allerweltsbrei der rechnungtragenden Mittelmäßigkeit . . Kennzeichen der königlichen Begabung ist es eben, daß sie der Hörer nicht achtet und einzig und allein frei von jedem Zugeständniß sich selbst der Welt gegenüber und in den meisten Fällen sogar im feindlichen Gegensatze zur Welt künstlerisch auszugeben und auszuleben trachtet. Wirklich schöpferische Erscheinungen der Litteratur- und Kunstgeschichte sind ohne anfänglichen Widerstand von allen Seiten kaum denkbar, und vor allem die künstlerischen Träger neuer Ideale müssen mit der hürenen Haut rücksichtsloser Nichtachtung, um nicht zu sagen Verachtung alles Philistergeschwätzes umpanzert sein, wenn sie nicht in kürzester Frist

die haltlosesten Narren ihrer eigenen Mission werden wollen. Auch Ada Negri ist — und ich möchte dies zum Mittelpunkt meiner kurzen Ausführungen von heute Abend erheben — eine dichterische Culturträgerin, und zwar ist sie eine lyrische Verkündigerin moderner ethischer Culturideale, und sie ist es nicht etwa aus zweiter Hand, aus der bloß theoretischen Erkenntniß heraus, sondern aus der unmittelbarsten instinktiven Lebensempfindung ihrer persönlichen Existenz. Ada Negri, das „Volkskind", wie sie sich mit Stolz nennt, die geistesaristokratische Plebejerin, mündet mit ihren Versen in den mächtigen, unaufhaltsamen Strom neuen Menschheitsgefühls, der sich heute, alle Dämme niederreißend und unterspülend, über sämmtliche Culturländer der Erde ergießt, und der nur für die völlig mit Blindheit oder Taubheit Geschlagenen noch nicht hörbar und sichtbar ist.

„Aus mächt'gen Stimmen, die im Winde tosen,
Daß wie ein Schrei es durch die Lüfte bebt,
Aus heißem, wollustglüh'nden Liebeskosen,
Das Alles, was geschaffen, neu belebt,

Fühl' ich, wie leichte Schwingen sich erheben
Und wie es mächtig durch das Weltall dringt,
Als frischer Windhauch, der ein neues Leben
Voll Kraft und voll Gesundheit mit sich bringt.

Rings blühen Rosen auf, und neues Hoffen
In Herzen, die dem Edlen zugewandt.
Sieghaften Thaten steht der Kampfplatz offen,
Kühnheit und Genius reichen sich die Hand.

Es fließt kein Blut mehr, das in rothen Fluthen
Die Erde oft so schmerzensreich getränkt,
Die Kriegesgöttin dämpft des Streites Gluthen
Und hat die Waffen friedlich jetzt gesenkt.

Es schweigt der Mitrailleusen tolles Knallen,
Kein Donner von Kanonen mehr erkracht,
Und Kriegeslieder hört man nicht mehr schallen
Durch das Getümmel und den Lärm der Schlacht.

Die Welt ist jetzt ein Vaterland, die Seelen
Von heiliger Begeisterung durchbebt,
Und sanft ein Friedenssang aus tausend Kehlen
Von einem Ufer an das andre schwebt.

Der Rauch steigt auf und durch der Erde Schollen
Sieht man die Pflugschar ihre Furchen ziehn.
Man hört von ferne der Maschinen Grollen
Und feurig roth die Schmiedeöfen glüh'n.

Und über all dem wilden rauhen Toben
Der Erde, die in vollem Gährungsbraus,
Da breitet stolz, im Winde flatternd, droben
Die Freiheit ihre weißen Flügel aus."

Eine ganze Reihe von Gedichten des Buches Fatalità beweist, daß Ada Negri mit diesem Worte Freiheit, der stolzen symbolischen Pointe der eben gelesenen Schlußstrophe aus dem Gedicht: „Stör mich nicht!" mehr als nur verschwommene Vorstellungen verbindet. Ihr ursprüngliches sociales Empfinden, das ihr aus erster Quelle durch Geburt und Umgebung eingeflößt ist, erfüllt ihr das Reich der Freiheit und als gegenwärtigen Kontrast dazu das Reich der Unfreiheit mit sehr bestimmten, greifbaren Gestalten. Noth und Elend des Volkes, Hunger und Siechthum, kurz alle die Schrecken großer Armuth verkörpern ihrem klaren Auge vor allem das Wesen menschlicher Unfreiheit, und diese trostlose Sklaverei des modernen Lebens schildert die Dichterin aus unmittelbarer Anschauung und mit einer erbebenden Gewalt

des Gefühls, die hinreißend wirkt wie alles, was aus dem Mittelpunkt einer Persönlichkeit hervorbricht.

Wenn diese düsteren Gestalten des menschlichen Elends vor ihrem Blicke emporsteigen, flieht das Lächeln ihre Lippen und ein Zug dante'scher Tragik faltet ihre Mienen; mit einem schweren Klageecho antwortet sie auf den nichtssagenden Vorwurf, daß ihre Verse mit Bitterkeit getränkt seien:

Sie sagte einst zu mir: „Du lächelst nie;
Von bittern Worten deine Verse hallen.
Es tönt dir nicht die Melodie
Der Fröhlichkeit, bei der im Sonnenscheine
Melodisch Küsse schallen.

Du kennst ihn nicht, den hohen, schönen Sang,
Der aus der heidnischen Umhüllung mit den Mienen
Antiker Göttin einst entsprang,
Und in die Lüfte fliegt, hernieder streuend
Acanthus und Glycinen."

Sie sagte noch zu mir: „Du Dichterin
Des Mißgeschicks, wo bist du nur geboren?
Und welche böse Zauberin
Verhexte in der Wiege dich?" . . . Ich sagte:
Zum Leid ward ich erkoren.

Ich blühte auf im Schlamm. — Und durch die Pracht
Der Sonne, durch die hellen Jubellieder,
Die durch das Weltenall mit Macht
Erschallen, klingt zu mir aus Näh'n und Fernen
Ein Klage-Echo wieder.

Mir tropft auf's Herz das Blut so warm und roth,
Das Herzensblut der edlen Auserwählten,

Die kühn sich stürzten in den Tod
Und die mit ihrer Brust, wenn Freiheit rief,
Am Bollwerk niemals fehlten.

Aus Arbeitsstätten, wo sich pressen dicht
Die aufgeregten, unruh'vollen Mengen,
Gestalten, grau von Angesicht,
Die nach dem Brote, das ihr Schweiß erwirbt,
Mit heißer Gier sich drängen;

Aus düsteren Fabriken, draus erklingt
Der riesigen Maschinen Dreh'n und Spinnen,
Und wo die schlechte Luft durchdringt
Die Poren, und das ros'ge Blut verdirbt
Der armen Weberinnen;

Aus Reisgefilden voll von gift'gem Hauch,
Aus Feldern und aus unfruchtbaren Fluren,
Aus dumpfen Festungsmauern auch,
Wo sich im Namen Gottes opfern hin
So viele Kreaturen,

Dringt zu mir her ein Weinen trauervoll,
Das stets mir folgt, wohin ich auch mag fliehen;
So endlos und so schauervoll,
Wie eine Fledermaus im Dunkeln flattert,
Wie Wolken uns der Sonne Licht entziehen.

Es flieht davor mir Freud' und Schönheit hin,
Es flieht das Licht, das neu erweckt vom Schlummer,
Der flücht'ge Rausch, der heit're Sinn!
Es flieht die Liebe und der Küsse Wonne,
Und mir bleibt nur der Kummer.

Doch ist's ein Schmerz, der sich nicht beugt noch weicht,
Der selbst den Göttern wagt zu widerstreben.
Die hohe Kraft ist's, unerreicht,
Die den gefesselten Prometheus einst
Auf starrem Fels vermochte zu beleben.

Und düster klingend fort mein Sang sich schwingt
— Auf den die bleiche Menge lauscht betroffen —
Wie riesenhaft herniedersinkt
Auf Schneegefilde, die im Frost erstarrt,
Ein Aar, zu Tod getroffen.

Sie sehen, die zwanzigjährige Arbeiterstochter und Dorfschullehrerin von Motta Visconti fühlte, als sie diese Verse schrieb, den Geist des gefesselten Prometheus in sich lebendig, und mit trotziger Erhabenheit bietet sie dem Schmerz um das Elend der geknechteten Menschheit die jugendliche Stirn. In der That, ein außergewöhnliches Mädchen, das so früh ihre ganze auflodernde Gedanken- und Gefühlsenergie dem aufopferungsvollen Berufe der modernen Menschheitsemancipation dahinzugeben fähig ist. Das ist der unverkennbar große Zug in dem dichterischen Charakterbilde Ada Negris, und das ist zugleich das specifisch Moderne an ihrer so sehr sympathischen litterarischen Erscheinung. Das ist es auch, was diesem tapfern Erstlingswerk vor allem den starken Widerhall verliehen hat, und was es hoch heraushebt aus der Masse artiger und talentvoller Lyrik, die aber der starken, zukunftssicheren Wurzeln eines so tiefinnerlichen Zeitbewußtseins ermangelt.

„Mir strömt das Blut durch alle Adern wild,
Des Volkskinds warmes Blut — und alle Sorgen
Zertret' ich, alles Jammern, alle Wuth
Und schreite auf die Zukunft zu voll Muth.

Ich will die Arbeit, die uns göttlich macht,
Die alles lenkt mit edler Kraft und Tugend.
Ich will die Harmonie, den Traum der Nacht,
Ich will der Kunst urewig blüh'nde Jugend,
Azurnen Himmel, duft'ger Blumen Kranz
Und Sterne, Küsse, Liebeslust und Glanz! —"

Das ist dieser höhere, edlere Wille zum Leben, diese freudige Bejahung der Welt allem Elend und aller Verzweiflung zum Trotz, die so wenig gemein hat mit dem kümmerlichen Trivialitätsoptimismus der ewig zufriedenen welt- und selbstzufriedenen Heiterlingsseelen, für die Kunst und Dichtung noch gerade so weit Beruf und Berechtigung haben, als sie, im flachsten Sinne des Wortes wohlverstanden, Vergnügen machen und gefällige Freudenstimmungen bereiten; und die große Kunst trägt doch so ganz andre, tiefere und umfassendere Berufungen in sich, sie, die den ganzen Menschen mit Erlöserhänden zu berühren vermag, wenn sie als wahrhaft religiöse Macht über ihn kommt. Eine innerlich geweihte und gefeite Dichterin ist auch Ada Negri; sie ist eine junge Priesterin, die mit reinen Händen ihres Liedes Opfer darbringt auf dem Altar der Gerechtigkeit und der Menschenliebe. Mit pochendem Herzen sieht sie den Armen und Gedrückten zu einem „Bettlerdasein ew'ger Dienstbarkeit" verdammt und leuchtet mit der Flamme des Mitleids, die da und dort zur hellen Gluth der edelsten Empörung aufschlägt, in Hütten und Herzen der Menschen hinein. Eine Siegerin der Liebe tritt sie zu den Besiegten des Lebens, die in langen, endlosen Schaaren an ihr vorüberziehen.

„Aus Hunderten, aus Tausenden, Millionen,
Das unbegrenzte Heer besteht.

Von fern, aus den gedrängten Bataillonen
Ein unterdrücktes Summen geht.

Beim rauhen Nordwind sie uns näher rücken
Mit ungleichmäßig müdem Gang;
Die Häupter frei, mit groben Kleidungsstücken
Und fieberglühend Aug' und Wang'.

Sie suchen mich. — Zusammen Alle halten,
Und wie dahin die Welle fließt
Von all den grauen kränklichen Gestalten,
Der große Schwarm mich eng umschließt.

Er drängt, verbirgt mich, hält mich ganz gefangen,
Den rauhen Athem hör' ich gehn,
Die Klagen hör' im Düstern ich, die bangen,
Die Flüche und die Seufzer mich umwehn.

„Wir kommen aus den Häusern ohne Feuer
Von friedeloser Lagerstatt,
Wo unser Körper täglich, stündlich scheuer
Sich beugt und unterwirft, vom Kampfe matt.

Aus Höhlen kommen wir, von harten Latten,
Aus dunklem Zufluchtsort heraus,
Und breiten auf der Erde tiefe Schatten
Von Trauer und Gefahren aus." —

Bei derartigen Strophen — und das Buch enthält manche dem ähnliche Partien — steigen unwillkürlich die erschütterndsten und klägerischsten Verse eines Béranger vor mir auf, das Lied vom „alten Vagabunden" . . . und ich bewundere aufrichtig die junge Dichterin, die, noch nicht lange den Mädchenschuhen entwachsen, als sie diese Gedichte schrieb, es wagen durfte, düstre Gesellschaftsbilder mit solcher

Kraft packender Anschaulichkeit, mit solcher socialvisionären Stimmungswucht möchte ich sagen, zu entwerfen. Ich spüre da ganz jene schier unheimliche, gewaltige Nachtstimmung der Culturmenschheit vor Morgengrauen über mich kommen, wie sie zum Beispiel, um nur ein zeitgenössisches Litteraturwerk von Bedeutung zu nennen, aus Emil Zolas „Germinal", vor allem aus dem Schlußkapitel den Leser umgraut und umwittert. Es passirt selten, daß Ada Negri in dem verfinsterten gesellschaftlichen Horizont bis zum Schlusse stecken bleibt und zu ihren socialpessimistischen Introductionen auch ein grau in grau gehaltenes Finale dichtet — fast immer läßt sie sich von der sehnsuchtsvollen Contrastidee einer glücklicheren Zukunftsmenschheit zu freieren, lichteren Ausblicken und Schlußaccorden emportragen. Ein für die sociale Symbolik Ada Negris sehr charakteristisches Gedicht — charakteristisch nach beiden Seiten hin — ist ihr „Lied von der Hacke", das ich Ihnen aus diesem Grunde ganz vorführen möchte. — Sie sind, denke ich mir, wenigstens in der Mehrzahl gekommen, Ada Negri überhaupt erst kennen zu lernen, folglich thun Sie ohne Frage besser, sich mehr an die recitirten Proben aus ihren Gedichten selbst zu halten als an alle möglichen Glossen, die so ein deutscher College von der Dichterzunft, oder besser Unzunft, etwa drum herum spinnt, der gelegentlich einmal ohne alle recitatorischen oder akademischen Gelüste nach seiner Façon über litterarische Dinge plaudert. Also hören Sie:

Das Lied der Hacke.

Die Hacke spricht:

Das rauhe Schwert bin ich, das durch das Erdreich zieht,
Bin Stärke und Unwissenheit.
Ich hör' den Hunger schrein, seh' wie die Sonne glüht,
Bin Noth und Hoffnung bessrer Zeit.

Ich kenn' ihn wohl, den scharfen Peitschenhieb
Der brennend heißen Mittagsgluth,
Des rauhen Sturms, der in die Thale trieb
Die Wolkenmassen voller Wuth.

Ich kenne ihn, den feuchten, frischen Duft,
Den aus der üpp'gen Erde Schooß
Der Mai mit tausend Blüthenkelchen ruft
Und mit Insekten klein und groß.

Bei steter Arbeit, ohne Ruh und Rast'
Wetz' ich zu hellerm Glanze mich,
Beständig, kraftvoll, muthig und gefaßt
Zermalm' den harten Boden ich.

In niedre Hütten, dumpfig, eng und klein,
In Kammern, wo die Armuth haust
Und durch die Fensterhöhlungen hinein
Der Schnee und Sturm des Winters braust,

Wo um das Feuer auf dem Herde kriecht
Der frost'ge kümmerliche Schwarm,
Und der Pellagra bittres Leiden liegt
Auf Zügen, bleich von Noth und Harm.

Da tret' ich ein; im Winkel lehne ich,
Allmählich bricht die Nacht herein,
Senkt schauernd auf die feuchte Ebne sich,
Auf's raucherfüllte Kämmerlein.

Und während glühend heißer Fiebertraum
Den Schlaf der müden Frauen stört,
Und sonst man keinen Laut im dunklen Raum
Als rauhes Athmen hört,

Wach ich und heiße Wünsche füllen mich,
Mir träumt von neuem Morgenroth,
Der Oriflamme gleich, die königlich
Im Strahl der Sonne aufwärts loht.

Und aus dem Erdreich steig' ich neu empor,
Ein freies Volk nimmt mich zur Hand
Und hebt begeistert, freudig mich empor,
Und stolz durchschneide ich das Land.

Dann sind die Klingen nicht von Blut befleckt,
Und weiß und licht die Fahnen weh'n,
Von tapfern, kräft'gen Händen hingestreckt
Muß Schlange Haß im Tod vergehn.

Und aus der Erde, ganz von Lieb' erfüllt,
Von süßen Rosendüften voll,
Wo jetzt die reine neue Gluth gestillt
Des bittern Wettstreits Neid und Groll,

Hinauf zum Azurblau des Himmels dringt
Von Menschenstimmen, rauh von Noth,
Ein Hymnus, der zugleich wie Schluchzen klingt,
Er lautet: „Frieden! . . . Arbeit! . . . Brot!"

Sie sehen, geehrte Anwesende, Ada Negri paßt mit einem großen Theil ihres Wesens in jenen modernen Dichtungskreis hinein, den man als eine Art Romantik der Zukunft bezeichnen könnte, und der, einem Grundzuge der Zeitentwickelung entsprechend, heute in allen Litteraturen seine mehr oder weniger hervorragenden Vertreter hat.

„Ein freies Volk nimmt mich zur Hand", ruft die Hacke in ihres Herzens Sehnsucht aus, und zwar ist es noch dazu eine italienische Hacke, die das so zukunftsgläubig

verlauten läßt; unverbesserliche Entwickelungspessimisten dürften freilich, wenn sie mit ihrer schwarzen, aber scharfen Brille die socialen und politischen Zustände des gesegneten Stiefelkönigreichs studiren, zu dergleichen den Kopf schütteln und, wenn sie zufällig mittelhochdeutsche Dichter gelesen haben, sich mit einem Citat aus Walter von der Vogelweide brüsten:

Da gehöret ouch geloube zuo.

Aber wozu wären denn die frommen Wünsche da, wenn nicht einmal die Dichter sie in Verse, zumal in gute Verse setzen dürften? Ada Negri ist, wie Sie aus den angeführten Beispielen ihrer Poesie zur Genüge gemerkt haben werden, in ihrem lyrischen Schicksalsbuche nahezu durchweg pathetisch instrumentirt, pathetisch in der Klage der Noth, pathetisch in dem Jubel der idealen Hoffnung; dabei geht sie aber durchaus nicht auf Stelzen und trägt nicht den Theatermantel des bloßen Rhetors; das echte Pathos ist vor allem für eine romanische Dichterin ein natürlicher Seelenzustand wie andere auch, freilich steht es heute lange nicht mehr so hoch im ethischen und ästhetischen Kurs der Geister wie ehedem; es bekommt fast immer das Epitheton „jugendlich" beigelegt und das selten ohne ein leichtes überlegenes Lächeln des reifen Sprößlings einer ältlichen Cultur. Das ist sicher: man ist bei uns heute, auch wenn man noch mit einer gewissen Schwungkraft der Seele ausgerüstet ist, ziemlich selten zum reinen getragenen Pathos aufgelegt, und es dürfte beispielsweise sehr wenige Menschen geben, die mit ehrlichem Genuß ein paar Stunden für Viktor Hugo'sche Verse leistungsfähig blieben. Aesthetische Heuchler, die begeistert Bravo klatschen, wenn man ihnen sechs Gesänge der Klopstock'schen Messiade vorgelesen hat — sie wachen dann eben plötzlich auf und klatschen Beifall — ästhetische Heuchler giebt es natürlich wie Sand am Meere, aber was sind Heuchler anders als Luft für uns? Jedenfalls kann ich

Ihnen von Ada Negri auch kaum andere als „pathetische" Verse vorlesen: wem das unangenehm oder langweilig ist, der adressire seine ästhetischen Reclamationen gefälligst an die Dichterin, nicht an mich.

Ich würde Ihnen ein unvollständiges Bild von Ada Negris socialer Lyrik geben, wenn ich Ihnen nicht auch ein paar der heftigen Anklageverse mittheilte, welche die Dichterin der sogenannten Bourgeoisie unserer Tage ins Gesicht schleudert. In den zahlreichen kurzen Artikeln, welche die Zeitschriften und Modejournale in der letzten Zeit über unsere Dichterin veröffentlichten, werden diese flammenden Ergüsse zorniger Auflehnung selbstverständlich mit dem Mantel ihrer „allgemein menschlichen" Mutterliebe vollkommen zugedeckt, sodaß sie total verschwinden. Da ich aber kein Modejournal bin und es mir schon in der Wiege vorgenommen habe, nie nach der Pfeife des verehrlichen Publikums, sondern nach meiner eigenen zu tanzen, so liegt für mich keine Veranlassung vor, Sie um eines der bezeichnendsten Gedichte edler Kampfeslust in dem Buche Fatalità zu betrügen. Dasselbe ist betitelt: „Herausforderung" und lautet so:

O Welt von Bürgern, schlau und ehrenwerth,
Die Geld anhäufen und bequem sich betten,
O Welt von Millionären, wohlgenährt,
Und zierlichen Koketten;

O Welt von Frau'n hysterisch, schlank und blaß,
Die um den Liebsten gehn zur Messe offen;
O Welt voll Treuebruch, voll Raub und Haß
Und trügerischem Hoffen;

Bist du es also, lügnerische Welt,
Die Licht und Ideal mir will verleiden,
Bist du es, feiger Zwerg, der drauf verfällt,
Die Flügel mir zu schneiden? . . .

Du kriechst, ich fliege, gähnst du, singe ich,
Verachte deine Ränke, deine Lügen;
Der Zauber der Begeistrung schwebt um mich,
Du bleibst im Schlamme liegen.

O Welt von Thoren und von Schlangenbrut,
Du feige Welt, mein Fluch hallt dir entgegen.
Den Blick gewandt auf der Gestirne Gluth,
So folg' ich meinen Wegen.

Allein und wehrlos, voller Durst nach Licht
Zieh ich dahin. — Und magst du skeptisch trübe
Zurück mich halten, aus der Brust doch bricht
Das hohe Lied der Liebe.

Geh, üpp'ge Welt, zieh durch den Aether fort,
Verworfenheit und Geldsucht mit dir jagen:
Als Geißel schwing' ich das entflammte Wort,
Dir ins Gesicht zu schlagen.

Das ist herb und hart, aber wahr; das echte Dokument edelster Verdammung einer von vielfach gemeinen Instinkten beherrschten Gesellschaft seitens des empörten sittlichen und poetischen Genius, der sich in solchen Momenten ganz als berufenes Organ eines geläuterten Menschheitswillens empfindet . . vom Propheten Jesaias bis auf die jüngste Gegenwart giebt es eine lange Kette von kühnen Predigern des dichterischen Worts, die so die Geißel geschwungen haben über ihre Zeitgenossen, Tendenzdichter im höchsten und herrlichsten Sinne, denn ihre Tendenz ist das Prinzip einer fortwährenden ethischen Erneuerung der Menschheit, eine leidenschaftliche Liebe für Güte, Wahrheit und Gerechtigkeit.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß auch Ada Negri auf Grund solcher und ähnlicher Aufschreie der beleidigten

Natur mit Spott und Hohn beworfen wurde von all jenen Edelmenschen, die ein dickes Fell für alle Vertuschung und Heuchelei, aber eine sehr zarte und empfindliche Haut für jede rücksichtslose Offenherzigkeit besitzen. Auch in dem schönen Lande, wo im dunklen Laub die Goldorangen glühn gedeiht zur Genüge litterarisches Gesindel, das vermittelst der Presse solche unbequemen dichterischen Ankläger als Parteibarden, revolutionäre Tendenzdichter, socialdemokratische Wütheriche, lyrische Dynamitarden und Gott weiß was für verkappte Räuber denuncirt, selbstverständlich stets im mißbrauchten Namen der „heiligen Kunst," die in gewissem Sinne freilich „über allem Getriebe steht", und auch im Lande des großen und frommen Menschheitsdichters und Menschheitsrichters Dante giebt es schöngeistige Schwachköpfe, die vor allen künstlerischen Offenbarungen ein heiliges Kreuz schlagen, welche sich nicht nur auf ein candirtes Herzchen mit interessanten Schmerzchen oder auf Zuckerwasser mit Praliné's beziehen. — Ada Negri blieben diese Spießruthen nicht erspart, aber wie sagte sie doch in den Versen, die ich Ihnen schon vorher citirte:

„Der Hörer acht' ich nicht und sollt's geschehn,
Daß feiger Spott mir wird zu Theil,
Geh stolz ich weiter ohne hin zu sehn,
Und es erreicht mich nicht der gift'ge Pfeil."

Sie ist eben so ganz von jener Tugend und Güte beseelt, von der es einmal in Shakespeares „Maaß für Maaß" heißt: „Tugend ist kühn und Güte ohne Furcht." Wie warm aber ihr gutes Herz für alles, was da leidet, schlägt, davon legen zahlreiche ihrer Gedichte rührendes und beredtes Zeugniß ab. Gehört die Dichterin doch zum Stamm jener, die mit des zarten Shelleys Vers von sich sagen können: I wish no living thing to suffer pain — Ich will kein lebend Wesen leiden sehn. Sinite

parvulos ist eines ihrer Gedichte überschrieben, zu dem neutestamentlichen Texte „Lasset die Kindlein zu mir kommen!", und sie klingen gerade in diesen Tagen mit Pestalozzianischem Klange an unser Ohr, die Verse:

Wenn euch vielleicht am Kreuzweg öder Gassen,
Vielleicht im Mittelpunkt der heitern Welt
Ein armer, bleicher Knab' ins Auge fällt,
Mit scheuem Blick, verschüchtert und verlassen;

Der seiner Mutter Kuß und Sorgfalt schon
Verloren und beweint an ihrem Grabe
Des Lebens heiligste und schönste Gabe,
O bringt ihn her zu mir! . . . er sei mein Sohn . . .

Ich rede da zu Ihnen, geehrte Anwesende, fortwährend von einer jungen lyrischen Dichterin, die über Temperament und Leidenschaft verfügt, und habe zwar viel von ihrer Menschenliebe, aber noch nicht ein Wort von der andern Liebe gesprochen, die sonst bei jungen (oder auch alten) Lyrikern aus Adams und Evas Geschlecht in der Regel die erste Violine zu spielen pflegt. Nun, das kommt ganz einfach daher, weil Ada Negri in ihrem Jugendwerke von Liebe in erotischem Sinne verhältnißmäßig wenig zu singen und zu sagen hat. Der leidenschaftliche Ernst ihrer ganzen Natur versagte ihr jedenfalls ein bloßes Tändeln mit Gefühlen, wie es sonst in diesem Lebensalter auch etwa den größten Dichtern, ich nenne nur Goethe, häufig eigen ist, und große Herzenserfahrungen aufwühlender Art scheint sie bis zu ihrer Fatalità wenigstens wohl kaum durchgemacht zu haben.

Doch finden sich ein paar Töne, in denen individuelles Liebesgefühl sich warm ausströmt, wenn auch mehr

als Sehnsuchtsverlangen, denn als Erfüllung, zum Beispiel in dem innigen dreistrophigen Liede:

Allein mit dir.

Hier . . . ganz allein mit dir. — O laß mich, laß mich
Ausschluchzen in dein Herz die Bitterkeit,
Die sich seit Jahren in der Brust gehäuft,
All' die geheimen Wünsche, alles Leid . . .
Ich sehne mich nach Thränen.

An deiner warmen Brust, o laß mich, laß mich
Mein müdes Haupt zur Ruhe betten weich;
Wie unterm Flügel sich der Vogel birgt,
Die welke Rose niederhängt am Zweig! . . .
Ich sehne mich nach Frieden.

Auf deine junge Stirn, o laß mich, laß mich
Die Lippe drücken, die erbebt und glüht,
Laß flüstern dir ins Ohr das einz'ge Wort,
Das wie ein Rausch mir durch die Seele zieht . . .
Ich sehne mich nach Liebe.

Weit charakteristischer hingegen für die ernste, fast strenge Auffassung der jungen Dichterin von Liebe und Liebesglück, soweit es sie selbst angeht, ist die Antwort, die sie einem Verehrer giebt, der ihr seinem ganzen gesellschaftlichen Typus nach ihres Herzens nicht würdig zu sein scheint. Das betreffende Gedicht mit dem Titel „Hast du gearbeitet?" ist so ungemein bezeichnend für die ganze Geistes- und Gefühlsrichtung Ada Negris, es legt die großen schlichten Grundlinien ihres Wesens so rein dar, daß ich durchaus die Verpflichtung Ihnen gegenüber fühle, Sie mit diesem poetischen Korbe Adas näher bekannt zu machen.

Er ist aus acht Strophen geflochten und lautet folgendermaßen:

Du liebst mich also, hast es mir vertraut, und bebend
Schweigst du und wartest und ein blasser Schein
Bedeckt dein Angesicht.
Du willst, ich soll dir Kuß und Lächeln weih'n,
Willst meiner frischen Jugend Blüthenlicht! . . .

Doch sage mir, kennst du die Angst, die Kämpfe,
Die Stürme eines Ideals voll Muth?
Weißt du, was Leiden heißt?
Was nützt dir deine Kraft, dein warmes Blut,
Dein Athem, deine Seele und dein Geist? . . .

Hast du gearbeitet? . . . Kennst du die Nächte,
In denen schlaflos man und ohne Ruh
Ein ernstes Werk geschafft? . . .
Sag', welcher Glaubensfahne weihtest du
Die blühende und schöne Jugendkraft? . . .

Du giebst mir keine Antwort . . . o so gehe,
Kehr zu verlor'ner Stunden Müssiggang,
Zum goldnen Kalb zurück;
Zu Karten, Bällen, Dirnen, Becherklang,
Mir sind nicht feil mein Herz, mein Kuß und Blick.

O wärest du ermattet und zerlumpt,
Doch mit dem Stolz der Arbeit im Gesicht,
Dem Funken in der Brust;
Die Arme müde, doch ein helles Licht
Im großen Auge strahlend dir voll Lust;

Wärst ein Plebejer du, doch unerschrocken,
Hoch über aller Menschheit Haß und Neid
Höbst du die stolze Stirn,
Und der Gedanken Unermeßlichkeit
Erglühte fiebrisch dir im kühnen Hirn.

Dann, ja, dann liebt' ich dich, um deine Thaten
Und um dein ehrlich Leben liebt' ich dich,
An tapfrer Arbeit reich;
An deine Brust mein Haupt dann lehnte ich,
Stolz, dich zu achten und vor Liebe bleich! . . .

Doch was bist du? . . . Was hoffst du, schwacher Sklave,
Der wohl sich fühlt im gold'nen Schlamm, von mir?
Mach Platz mir, tritt bei Seit!
Du bist mir nichts — Verachtung weih ich dir,
Schwachherz'ger Jünger einer schwachen Zeit! . . .

Das ist entschieden kein Korb durch die Blume, und der bebende Herr aus der jeunesse dorée, dem die Verse gelten, wird sie sich kaum hinter den Spiegel gesteckt haben. Aber auch ein merkwürdiges Mädchen unsrer Zeit, das einen Bewerber nach seinen Idealen und nach seiner kampfesfähigen Glaubensfahne fragt statt nach seinen „Realen“ und nach seiner carrierefähigen Wetterfahne. So ist Ada Negri, abstößt sie das Schwächlich-Feige in Leben und Liebe, und nur das Starke, Stolze und Unerschrockene zieht sie an ihr keusches und kühnes Herz.

Ich eile zum Schluß, wie man zu sagen pflegt, wenn man mindestens noch ein gutes halbes Stündchen in petto hat. Das ist aber diesmal nicht der Fall. Zwar enthält das Büchlein Fatalità außer den vorgeführten und erwähnten Gedichten natürlich noch manch eines, das in dieser

oder jener Hinsicht sehr wohl verdiente, mitgetheilt zu werden, und das dem dichterischen Charakterbilde Ada Negris noch einige schöne Schattirungen hinzufügen würde, aber ich fürchte, Sie mit zu viel Proben zu ermüden, besonders da, wie ich schon hervorgehoben habe, eine gewisse Monotonie der Grundtöne die Vorlesung nicht eben durch Reichthum an Kontrasten und durch Abwechselung unterhaltend gestalten dürfte. So hätte ich Ihnen eigentlich das rührende Verhältniß der Dichterin zu ihrer Mutter sich noch in einem aus „Schicksal" entnommenen Gedichte spiegeln lassen sollen, etwa in den tiefelegischen Versen, die den schlichten Titel „Mutter" führen; ich würde es auch wahrscheinlich thun, wenn ich nicht gerade kürzlich von liebender Hand das soeben erschienene neueste, zweite Gedichtbuch Ada Negris empfangen hätte, das den Titel Tempeste (Stürme) führt, ihrer Mutter gewidmet ist und ganz eingangs ein Gedicht A te, mamma aufweist, das ich im Versmaße des Originals übersetzt habe und Ihnen auf diese Weise zu meinem besonderen Vergnügen schon heute in deutscher Sprache zugänglich machen kann. Den übrigen Inhalt dieses neuen Negribandes fand ich dagegen bisher kaum zu durchblättern Zeit; wenn ich ihn gelesen habe, und wenn etwa Hedwig Jahn sich wieder der Aufgabe unterzieht, auch diese Tempeste ebenso tüchtig zu verdeutschen wie früher Fatalità, so kann ich Ihnen möglicherweise übers Jahr von den neuen Schätzen und dichterischen Entwickelungs-Stufen Ada Negris ein Weiteres vorplaudern. Wollen Sie mir für diesmal nur noch zur Vorlesung des eben genannten von mir übertragenen Widmungsgedichts aus Tempeste und zu einer letzten kurzen Schlußbemerkung Ihre freundliche Aufmerksamkeit schenken. Die ganz subjektiven Strophen bergen wieder so viel Selbstcharakteristik der Dichterin, daß eine weitläufige Glossirung

meinerseits demgegenüber müssig erscheint. Das Gedicht lautet in nicht sklavischer, aber sinngetreuer Uebersetzung folgendermaßen:

An dich, Mutter.

Ja, ich bin stark. — Auf meinem stein'gen Pfade
Brach mir zwar mancher Glaube schon in Stücke;
Und doch mit stolzem Blicke
Steig' ich zum morgenleuchtenden Gestade.

Ich bot die Brust den harten Unglücksschlägen,
Bot Trotz des Hasses unversöhntem Grollen,
Der Noth, der martervollen,
Warf Kraft von hundert Leben ich entgegen.

Nicht eine Thräne floß dem Schicksalsstreiche,
Nichts beugt die Stirn mir, die Gedanken nieder.
Ja, stark bin ich jetzt wieder
Und bin im Sturm die ungebrochne Eiche.

Ein neu Gebot von Welt- und Menschenliebe
Erbraust in meinem Lied, und neue Thaten,
Unsterblich wie die Saaten
Und wie des Sonnenkusses ew'ge Triebe.

. . . O Mutter, segne mich! — Dir gilt mein Kämpfen,
Und dir allein mein hoffend Widerstehen.
Wenn unter blut'gen Wehen
Schmerz mir die Kehle schnürt, und wenn in Krämpfen

Der Qual und lechzend grausen Athemzügen
Der Geist zu springen droht in Finsternissen,
Wenn todeswund zerrissen
Die Kraft, die mich durchflammt zu hohen Flügen,

Seh' ich dich, Mutter, an. — Und so erhaben
Erscheinst du mir, das Haupt emporgerichtet
Und um die Stirn geschlichtet
Des weißen Haars verehrungswürd'ge Gaben;

So rein erscheinst du mir in deinen alten,
Von heil'ger Ruhe milderfüllten Tagen,
Du, die viel Leid ertragen
Und Aeußerstes vom Leben ausgehalten;

So glänzt dein Auge noch ins Weltgewühle,
Und Würde lächelt dir vom Angesichte
Mit so verklärtem Lichte,
Daß ich durch dich mich auferstanden fühle.

Und Fleisch von deinem Fleische bin ich wieder,
Kraft deiner Kraft, o Wahre, Segenreiche!
Hoch hebt ihr Haupt die Eiche
Und rauscht den Stürmen ihre starken Lieder.

Hochgeehrte Anwesende! Ich habe Ihnen in den Hauptzügen das Bild einer jugendlichen italienischen Idealistin gezeichnet, deren Verse mit ungewöhnlicher Entschiedenheit und frischem Temperament einerseits ein ausgeprägtes Ichgefühl, andrerseits ein nicht minder ausgeprägtes Menschheitsbewußtsein offenbaren. Das sind zwei psychologische Elemente, die bei entsprechender geistiger Begabung nach irgend einer Richtung in ihrer Harmonie selbst zur sogenannten Größe befähigen oder doch vorbereiten können. Ada Negri hat erst eben die Mitte der Zwanziger hinter sich, und wir haben Grund, mit Zukunftsprognostiken überhaupt sehr bescheiden umzugehn, nach der pessimistischen wie nach der optimistischen Seite hin. Der zwanzigjährigen lyrischen Kämpferin habe ich liebevoll in ihr dunkles, kühnes Leidens- und Mitleidsauge geschaut — ich habe sie verstanden nicht zum kleinsten Theil

aus dem Gefühls- und Ideengang meiner eigenen frühen Werdezeit heraus, die, warum sollte ich es nicht frei bekennen, auch von einem selten starken und reinen Idealismus getragen und gekrönt war; ich habe das Verhältniß Ada Negris zu den Idealen unserer Zeit angedeutet — aber ich habe sie nicht kritisirt. Kritisirt wenigstens nicht im Sinne jener Kritiker, die mit vorgefaßten, sogenannten objektiven Maßstäben an eine Erscheinung herantreten und es unter Umständen fertig bringen, eine zwanzigjährige Promethidin Ada Negri an einem achtzigjährigen Olympier Wolfgang Goethe zu messen. Litterarhistorische Schrullenhaftigkeit hat noch ganz andere Dinge auf dem Gewissen. — Ich glaube nur das Eine, geehrte Anwesende, daß ich wohl im Sinne der eben genannten poetischen Majestät gesprochen habe, daß ich nämlich nicht von einer jungen trotzigen Wetter-Eiche verlangt habe, sie solle sich auf einmal als die uralte poetische Weltesche Yggdrasil präsentiren — oder von dem wiehernden arabischen Füllen, daß es den „erfahrenen" poetischen Mustergaul von Berlin oder Paris vorreite — denn der wahrhaft fortwirkende Großmeister Goethe haßte auch nichts so sehr wie jene Kritik, die sich selbstgefällig in unfruchtbarer Negation und in Tausend Wenn und Aber erschöpft. Und noch in einem andern Sinne beschwöre ich hier, wo ich einer italienischen Dichterin vor Ihnen das Wort ertheilt habe, den weit vorschauenden Geist Goethes herauf, indem ich Sie an sein glorreiches, allerdings richtig zu verstehendes und der Stammeseigenart ihre vollen Rechte wahrendes Diktum erinnere, mit dem ich mich von Ihnen verabschiede: „Die Nationallitteratur hat heute keinen großen Sinn mehr; die Zeit der Weltlitteratur ist gekommen, und Jeder muß heute arbeiten, diese Zeit zu beschleunigen."

Von Karl Henckell

erschienen früher und sind durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Umsonst. Ein sociales Nachtstück. Leipzig. W. Friedrich.
Poetisches Skizzenbuch. Minden i. W. J. C. C. Bruns.
Quartett. (Mit O. E. Hartleben ꝛc.) Hamburg. O. Meißner.
Moderne Dichtercharaktere. 2. Aufl. **Jungdeutschland.** Leipzig. W. Friedrich.
Strophen. Zürich. J. Schabelitz.
Amselrufe. 2. Aufl. Zürich. J. Schabelitz.
Diorama. Zürich. J. Schabelitz.
Trutznachtigall. Stuttgart. J. H. W. Dietz.
Aus meinem Liederbuch. Berlin. Schuster u. Löffler.
Buch der Freiheit. Eine internationale Blüthenlese social-politischer Dichtung von Goethe bis zur Gegenwart. 2 Bde. Berlin. Verlag „Vorwärts".
Zwischenspiel. Zürich. J. Schabelitz.
Moderne Dichter-Abende. Zwanglose Plaudereien. Zürich. Th. Schröter.

Druck der Rathsbuchdruckerei in Güstrow.



Druck der Rathsbuchdruckerei in Güstrow.

